

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aus Hamburg und Berlin kamen schreckliche Nachrichten von erlogenen, aber fest geglaubten Revolutionen, Feuersbrünsten und Hungersnöten. Auf einem Bürgerfest stand ein verkommener Lämmel und las unter dem wiedernden Gelächter eine angebliche Rede des Kaisers Wilhelm „An das deutsche Heer“ vor, die von Unsinnsigkeiten strotzte. Mit widerlichen Grimassen und schändlichen Randbemerkungen wurde jeder Satz begleitet, und aus dem grölenden Publikum hagelte es höhnische Zwischenrufe. Bei der Stelle „Boy Gott bin ich berufen, die andern Völker zu züchtigen“, brach die edle Korona in ein tobendes Gelächter aus. Nicht wiederzugebende Schmähungen folgten.

Unwürdigkeit, wohin man sah, Widerwärtigkeiten und Zynismen eines schlecht erzogenen Volkes!

Darüber der drückende Nebel, Londons berühmtes Wahrzeichen. Ganz krank kehrte Lotte auch diesmal zurück.

Am andern Tage berichtete Harry, was er auf den Straßen gehört und gesehen, ja gedruckt gelesen hatte.

„Die Russen in Berlin!“

„Das Schloß Sanssouci dem Erdboden gleichgemacht!“

„Ney von den Franzosen erobert!“

„Die Deutschen auf der Flucht aus Belgien!“

„Die deutsche Flotte bei Helgoland vernichtet!“

Lotte bestürmte Herrn Porten, sie abreißen zu lassen. Sie sterbe vor Angst und Unruhe.

Er lehnte höflich und bestimmt ab.

„Es wäre ein Verbrechen, mein Fräulein. Ich trage die Verantwortung Ihrem Herrn Bruder gegenüber. Sie können drüben doch nichts helfen.“

Da fügte sie sich und wartete weiter ab.

Endlich fing der Horizont an, hell zu werden. Die deutschen Siege waren unmöglich weiter zu verheimlichen. Der Fall Lüttichs, die Erstürmung Namurs durchdrang wie ein Blitz die schwüle Atmosphäre. — Was drüben deutsch war, atmete auf.

Mitte August kam Herr Porten früher als sonst nach Hause.

„Rüsten Sie sich zur Abreise, mein Fräulein! Sie können mit einer guten holländischen Familie, tren wie Gold, nach Bissingen.“

Lotte wußte nicht, wie ihr war. Mit innigen Dankesworten verabschiedete sie sich aus dem Hause, das ihr in der schwersten Zeit ihres Lebens eine sichere Burg gewesen war.

Aber Ruhe fand sie erst, als die Rede von Bissingen in Sicht kam.

Hier bekam sie auch ein Bild von den wirklichen Verhältnissen. Ihr Jubel kannte keine Grenzen. Aber alles er-

fuhr sie selbst in dieser holländischen Stadt noch nicht. Denn Bissingen war mit den geflüchteten belgischen Frauen und Kindern überschwemmt. Wehe dem deutschen Wort! Die Wut dieser verelendeten, durch Kriegsnot, Brand und Hunger fast vertierten Weiber war grenzenlos und zu allem fähig.

Mit Mühe fand sie ihren Weg durch Holland und atmete wie nach einem schweren Traum auf, als sie wieder deutsche Soldaten und Beamte an der Grenze des Vaterlandes sah.

30. Kapitel.

Der Anhalter Bahnhof, auf dem Lotte nach dreitägiger mühseliger Fahrt in Berlin ankam, war ein Bienschwarm.

Ein Zug Landwehrlente fuhr eben mit brausendem Gesang unter dem Fächerschwenken und Hurrarufen der dicht gedrängten Menge ab. Auf dem Bahnhofsplatz schrien die Zeitungsverkäufer ihre Extrablätter aus. Die Armee des deutschen Kronprinzen hatte bei Longwy einen heldenmütigen Sieg errungen. Ein Wagen war nicht zu bekommen. Die kleine Tasche und den Sonnenschirm in den Händen, ließ sich Lotte von der Menschenflut die Königgräber Straße entlang nach dem Potsdamer Platz treiben. Da herrschte ein lebensgefährliches Gedränge. Es war Sonntag abend und ganz Berlin wieder einmal, wie so oft in dieser Zeit, auf den Beinen.

Als das junge Mädchen das so wohlbekannte Straßenschild sah, drüben das Kaffee Josty, wo sie mit Erich und Ladenburgs oft gefessen, die kleinen Torhäuschen am Eingang zum Leipziger Platz, alle Fronten der Häuser mit zahllosen Fahnen in allen Landesfarben bedeckt, brach zum erstenmal seit langen Wochen die rauhe Wirklichkeit über sie herein.

Allein, mütterseelenallein in der Heimat! Bis hier, bis heute war sie in einem Traum gegangen, wie eine Schlafwandlerin, die sich von ihrem Zustand keine Rechenschaft zu geben vermag. Nur ein Gedanke hatte sie beherrscht: Fort! Weit weg in die Welt, wo dich niemand kennt, wo niemand mit Fingern auf dich zeigen kann!

Es war ein jähes Erwachen, als sie sich über den Platz in die Bellevuestraße drängte.

Wohin wollte sie eigentlich? Was hatte sie vor? — Sie wußte sich keine klare Antwort darauf zu geben. Es zwang sie mit stiller Gewalt zum Bruder, aber Furcht und Scham hemmten ihren Schritt. Da kam ein leeres Automobil. Sie winkte es heran.

„Nach Charlottenburg. Technische Hochschule!“

Nicht weit davon lag das Ladenburgsche Haus und ihre Wohnung.

Sie fuhr mit geschlossenen Augen.

Als sie ausstieg, lag es wie Blei in den Füßen. Eine rotte Jungfrau kam entgegen, alle graue Feldmützen auf, Säbel und Holzpinte in der Hand, etwas Mantelartiges zusammengewirrt über dem Rücken. Wie kleine Soldaten, mit demselben Ernst im Gesicht. Man sah es ihnen an, daß sich ein jeder als ein lebendiges Stück des großen Ganzen fühlte, als ein durchaus notwendiges Glied im Vaterland.

sehen Organismus, das sich nicht in die Erde stellen läßt, sondern sich verwertet sehen will.

Sie sangen das Lied vom guten Kameraden mit dem merkwürdigen modernen Refrain von den Wägeln im Walde. Als Lotte die Schlüsselriemen hörte, kamen ihr die Tränen in die Augen.

„In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiederseh'n!“

Wo war ihre Heimat? — Wo gab es für sie ein Wiedersehen? — Wer würde ihr die Hand drücken, wenn die Tür aufging?

Die Jungen zogen weiter. Der Gesang verhallte in der Ferne. Sie sah den Menschen ins Auge. In jedem Blick etwas, was sie fast mit *Er* erfüllte — in der Ecke dumpfer Schmerz über das *! D*ückerliche und Grausame, das ein Krieg für das Volk ist, aber mitten im Augenstern ein stummer Trost, eine waghalsige Hingebung, eine stolze Freude, bei allen, bei Männern, Frauen und Kindern.

Das Bewußtsein nationaler Größe leuchtete lebhaft und greifbar über den Straßen, und die klaren Farben der Fahnen wehten es in alle Winde hinaus.

Da zog auch in Lotte ein unnenbares Gefühl ein, das die Not des eigenen Ichs zurücktreten ließ. Gehörte sie nicht mit zu diesen allen? Hatte sie nicht auch das Beste, was ihr lebte, ins Feld gegeben? Das einzige — den Bruder?

Sie faßte den Schirmstock fester und warf den Kopf zurück. Wie sie so hinschritt, wurde ihr das Herz leicht und weit. War sie nicht dieselbe wie damals? Ein Wind dieses schönen, starken Vaterlandes?

Ja, sie war noch dieselbe — in diesem Augenblick war sie es geworden. Und doch so anders. Die blauen Augen blickten ernst drein, die Lippen waren leicht geschürzt, wie eine stolze Abwehr. Das gab ihrem Gesicht einen seltsamen Reiz. Ueber der ganzen Gestalt lag etwas Reises und Abgekürztes. Die lachenden Bilder des Frühlings wurden wach und traten deutlich vor ihre Seele. Sie warfen einen rosigen Schimmer auf ihre Züge. Nie war sie so schön gewesen wie jetzt.

Da lag ihr Haus in der leisen Dämmerung. Sie blieb stehen und zog den Schleier über das Gesicht. Und wartete, die Tür mit den glänzenden Löwentöpfen im Auge. Dann, als alles still war, suchte sie die Schlüssel aus der Tasche und schritt rasch drauf zu. Sie ging dicht unter den Fenstern entlang und fürchtete, gesehen zu werden. Ungelesen huschte sie die Treppen hinauf. In ihrem Schlafstrüßchen fiel sie vor dem Bett auf die Knie.

„Zu Hause!“

Auf den Tischen und Stühlen lag dicker Staub. Sie schauerte zusammen und ging in Erichs Arbeitszimmer. Auf dem Rollpult schimmerte eine Karte, mit einem Reißnagel befestigt.

„Meine Adresse liegt bei Rechtsanwalt Gehner, Dorotheenstr. 8.“

Es waren seine Züge, fest und herb. Etwas Hartes sprach aus der kurzen Mitteilung.

„Bruder, verzeh' mir!“

Der alte Anwalt sah sie unter der goldenen Brille forschend an.

„Er hat es erwartet, daß Sie bald kommen würden.“

„Er lebt?“ jauchzte sie auf.

Der gräßliche Traum, der sie in der Nacht verfolgt hatte, wachte noch einmal auf. Sie hatte Erich gesehen, in einem französischen Wäldchen hingestreckt, die Stirn blutig, die Lippen schmerzvoll verzerrt, die Hand um den Degen geklammert.

Sie verstand bei diesem Gedanken kaum, was der alte Herr ihr sagte.

„Er hat schon im Frieden sein Opfer gebracht und wird der Pflege auch so bedürfen.“

Sie konnte das alles noch nicht fassen.

„Seine Postfächer gehen an mich. Ich sende ihm alles verschlossen nach. Es soll niemand seinen Aufenthalt wissen. Gehen Sie zart mit ihm um, mein liebes Fräulein. Da drin ist ihm etwas gerissen. Nun — Sie werden ja sehen.“

Da kam ihr das Bewußtsein ihrer großen Schuld. Es schrie in ihr auf:

„Sein Gram — das bin ich!“

Sie wollte sofort zu ihm.

„Hier ist seine Wohnung. Thale im Harz, Hotel zum

Bobetel. Ich lasse Ihnen nun noch den nächsten Zug heraussuchen.“

Er schrieb selber aus dem Kursbuch die Route heraus.

„Sie können schon in einer Stunde fahren.“

„Lotte wußte nicht, wie sie auf die Straße kam.“

„Herr Wölflin ist oben auf seinem Zimmer.“

Der Portier führte Lotte hinauf. Sie pochte leise an und öffnete:

„Erich!“

Vor seinen Füßen fiel sie nieder, umklammerte seine Knie und verbarg dort ihr Gesicht. Ein Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Erich zog sie zu sich hoch. Er küßte sie schmerzlich und weich, wie ein Kind, dem man nicht weh tun möchte.

„Ich wußte, daß du kommen würdest. Zu jedem Zuge, der da unten einlief, war ich auf dem Bahnhof. Nun habe ich dich wieder. Sprich nichts — später. Wir haben ja so viel Zeit in dieser Stille hier. Laß mich deine Augen sehen, deine lieben Augen. So — sieh mich nur ruhig an. Ich weiß — du hast viel gelitten.“

Er streichelte ihr das Haar und die Hände und half ihr den Mantel ausziehen und nahm ihr den Hut ab.

Prüfend ging sein Blick über die blühende Gestalt.

„Du bist noch die alte, nicht wahr?“

Sie fiel ihm um den Hals und weinte vor Freude und Aufregung.

Jetzt erst sah sie dem Bruder voll ins Gesicht und erschraf.

„Und du — du nicht? — Erich!“

Sie zitterte. Der Glanz seiner Augen, der ihm früher sofort jedes Herz öffnete, war erloschen. Es lag etwas Starres in seinem Blick. Zwischen den Augenbrauen grub sich eine tiefe Furche. In den Mundwinkeln waren Linien der Bitterkeit eingegraben.

Er sah ihr Erschrecken und lächelte sie müde an. Jetzt fielen ihr seine eingefallenen Wangen auf, und sie fühlte die Magerkeit seiner Hände. Deise sagte er:

„Es ist mir nicht zum besten gegangen, Kind. Das mit dem Sturz — und von den Bronchien bin ich auch nicht so geschieden, wie es sein sollte. Da muß ich mich nun so langsam wieder aufrappeln. Und du? — Nicht wahr, du bleibst jetzt wieder bei mir. Und machst mich wieder, wie ich einmal war.“

Matt wiederholte er:

„Ja, wie ich war.“

Auf einem Tische sah sie ein Bild liegen.

„Susanne?“

Er trat hastig hinzu undkehrte die Photographie langsam um.

„Und nun — zuerst wollen wir dich erquicken.“

Er klingelte.

„Bist du müde? — Nein, dann gehen wir ein bißchen ins Bobetal — ein stiller Gotteswinkel. Ueberhaupt geht, wo uns kaum ein Tourist in den Weg kommt. Es ist wie ausgestorben hier.“

Er freute sich, daß ihr das Essen mundete und daß sie die frühere Ruhe wiedergewonnen hatte und das frische Rot ihrer Wangen. Und er bewunderte immer wieder den mädchenhaften Zauber ihres Wesens, der ihm so fremd und so schön war. Früher hatte er das nie so bemerkt. Heute sah er die auffallende Ähnlichkeit mit Susanne und konnte mit seinen Augen nicht loskommen von ihrer Gestalt.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegslicht.

Trotz aller Bemühungen wird der Bedarf der Zivilbevölkerung an Leuchtpetroleum für den kommenden Herbst und Winter nur zu einem Teile gedeckt werden können. Die Reichs- und Staatsbehörden sind daher seit längerer Zeit bemüht, für die Schaffung von Ersatzbeleuchtung Sorge zu tragen. Vielerorts ist seit Beginn des Krieges die elektrische oder Gasbeleuchtung an Stelle der früheren Petroleumbeleuchtung getreten. Wo dies nach den örtlichen Verhältnissen nicht möglich gewesen ist, kommt für den Petroleumersatz im nächsten Winter hauptsächlich das Acetylenlicht und Spirituslicht in Betracht.

Das für die Acetylenbeleuchtung erforderliche Karbid wird aber im kommenden Winter nur in mäßigen Mengen zur Verfügung stehen, da die Karbidfabriken verträglich gebunden

And, das Parbid zum größten Teile für die Verwendung zu Stic-
stoffprodukten zu liefern.

Ein nahezu vollwertiger Ertrag der Petroleumbeleuchtung ist
in der allerdings etwas teureren Spiritusbeleuchtung ge-
geben. Die Hauptschwierigkeit, nämlich die Beschaffung einer ge-
nügigen Anzahl der bisher aus Kupfer und Messing hergestellten
Brenner, ist von der Industrie durch die Herstellung eines
ohne Verwendung von Kupfer und Messing gefertigten Brenners
von tadelloser Beschaffenheit überwunden worden. Nachdem weiter
von den Behörden durch geeignete Maßnahmen die Bereitstellung
hinreichender Mengen Spiritus gesichert worden war, ist unter
Mitwirkung und Aufsicht der obersten Reichs- und Staatsbe-
hörden eine Vertriebsgesellschaft, die Spiritus-Glählicht-
Kriegsgesellschaft m. b. H. zu Berlin, Leipzigerstraße 2,
gegründet worden mit dem Zwecke der Versorgung Deutschlands
mit Kleinbeleuchtungsmitteln für Spiritusglühlicht, insbesondere
des Betriebes von Spiritusbrennern für Kleinbeleuchtungszwecke.
Die Gesellschaft wird den neuen Spiritusbrenner unter der Be-
zeichnung „Kriegslicht“ einschließlich Docht zum Kleinhandels-
preis von 4 Mark vertreiben. In diesem Betrag ist der Preis
für die Zubehörteile wie Glühkrumpf, Zylinder, Füllkännchen,
Füllstiel, deren Beschaffung noch etwa 1,25 Mark Unkosten verur-
sacht, nicht eingeschlossen. Um die Einführung der neuen Brenner
nach Möglichkeit zu fördern, sind die Staats- und Kommuna-
lbehörden veranlaßt worden, Bestellungen auf die
Brenner zu sammeln und der Kriegslicht-Gesellschaft die Sammel-
aufträge zu übermitteln. Behörden und Kommunen werden die
neuen Brenner, die etwa von Mitte September ab lieferbar sein
werden, zu einem Vorzugspreis unter der Verpflichtung erhalten,
sie zum Preise von 4 Mark an die Bevölkerung abzugeben.
Eine solche Verpflichtung ist notwendig, damit nicht Groß- und
Kleinhandel ausgeschaltet werden. Durch den billigeren Bezugs-
preis sollen die Behörden und Kommunen andererseits in die Lage
versetzt werden, der minderbemittelten Bevöl-
kerung die Anschaffung der Brenner zu erleichtern, etwa indem
sie die Brenner zu billigeren Preisen, mehrweise oder zur allmäh-
lichen Amortisation überlassen. Die dabei entstehenden Verluste
können sie dann durch den Verdienst an den übrigen Brennern
ausgleichen.

Die neuen Brenner lassen sich auf jede Petroleumlampe
aufschrauben. Bemerkt wird noch ein mit passendem Anschluß-
gewinde versehenes Füllstück zwischen Lampensockel und Brenner
verwendet werden müssen; ein solches Füllstück ist nur dann nicht
erforderlich, wenn der Flüssigkeitsbehälter mit einer Füllschraube
zum Eingießen des Leuchtstoffes versehen ist. Zum Aufgeben des
zur Anwärmmung des Brenners notwendigen Spiritus dient ein
Füllkännchen, das so eingerichtet ist, daß nur die zur Anwärmmung
jeweils erforderliche Spiritusmenge ausfließen kann. Glühkörper
und Glaszylinder für Spirituslampen müssen von besonders guter
Beschaffenheit sein. Die Kriegslicht-Gesellschaft wird aus diesem
Grunde den Kleinhändlern, die Kriegslichtbrenner vertreiben, die
Verpflichtung auferlegen, diese nur mit Glühkörpern und Zylindern
bestimmter Fabriken auszurüsten. Da die Umanderung vorhandener
Petroleumlampen in eine Spirituslampe immerhin eine gewisse
Sachkunde voraussetzt, empfiehlt es sich, hiermit die Kleinhändler
zu betrauen, bei denen die Brenner gekauft werden. Die Händler
werden von der Kriegslicht-Gesellschaft auf Einhaltung des Ein-
heitspreises von 4 Mark für den Brenner sowie angemessener
Preise für die Zubehörteile, deren Güte, wie erwähnt, gewähr-
leistet wird, verpflichtet werden: Die neuen Spiritusbrenner haben
eine Lichtstärke von durchschnittlich 50 Defnerkerzen gegenüber 18
Kerzen der 14-Linien-Petroleumbrenner. Ihr Spiritusverbrauch
beträgt etwa $\frac{1}{12}$ Liter in der Stunde, so daß sich die Betriebs-
kosten bei dem gegenwärtigen Preis des vergällten Spiritus von
60 Pfennig für das Liter auf 5 Pfennig für die Brenn-
stunde stellen. Eine Ermäßigung des jetzigen Spirituspreises ist
aber nicht ausgeschlossen. Sollte nach längerer Brenndauer die
Helligkeit zu stark abnehmen, so genügt in der Regel die Reinigung
der Lampe und die Erneuerung des Dochtes (Preis etwa 25 Pfg.),
um die Lampe wieder in den früheren Stand zu setzen. Die
Reinigung wird man am besten dem Kleinhändler überlassen.
Einem Bedürfnis nach Herstellung von Spirituslampen geringerer
(etwa 30 Kerzen) oder größerer Helligkeit (bis zu 100 Kerzen)
würden die Brennerfabrikanten durch Umanderung der 50 Kerzen-
Brenner entsprechen können. Der Vorteil kleinerer Brenner würde
in einem geringeren Spiritusverbrauch liegen, hingegen würde sich
der Preis nicht ermäßigen lassen. Vorläufig beabsichtigt die
Kriegslicht-Gesellschaft jedoch nur den normalen Brenner herstellen
zu lassen.

Die Spiritusbeleuchtung eignet sich wegen der Verwendung
von Glühkörpern nicht für diejenigen Fälle, in welchen die Lampe
Erschütterungen oder dem Wind besonders ausgesetzt werden muß.
Für diese Verwendungszwecke (Stall- und Wagenlaternen) ist die
Azeithenbeleuchtung zweckmäßiger. Dagegen ist für Innenbeleuch-
tung das Spiritusglühlicht dem Azeithenlicht weitans vorzuziehen.

Im Interesse der gewerbetreibenden und ärmeren Bevöl-
kerungskreise, denen das wenige im kommenden Winter zu Gebote
stehende Petroleum wegen seiner Billigkeit vorzugsweise über-
lassen werden sollte, darf erwartet werden, daß jeder, dem es
seine Mittel irgendwie gestatten, auf Petroleum verzichtet
und, wenn Gas oder Elektrizität nicht zur Verfügung stehen,

nur Spiritusbeleuchtung für Innenlicht verwen-
det. Auch die Behörden werden aus diesem Grunde in eigenen Be-
trieben an Stelle der bisherigen Petroleumbeleuchtung Spiritus-
beleuchtung, soweit irgend angängig, einführen.

Weiter ist von der Reichsleitung angeregt worden, überall
dort, wo der Bedarf an Licht nur teilweise gedeckt werden kann,
größere Säle in Schulhäusern oder dergleichen für die Be-
völkerung zur Verfügung zu stellen. Eine solche Schaffung
von Arbeits- und Aufenthaltsräumen soll namentlich Seimarbeiterin
und Seimarbeiterinnen Gelegenheit geben, ihre Arbeit auch in
den dunkleren Tagesstunden zu erledigen und sich den erforder-
lichen Verdienst zu sichern. Zur Beleuchtung solcher Arbeits-
stuben eignet sich das Spiritusglühlicht ganz besonders wegen
seiner großen Leuchtkraft.

Reife und Ernte des Obstes.

Man unterscheidet beim Kernobst zwei Reifeperio-
den, die Baumreife und die Lagerreife. Die Frucht gilt als
baumreif, wenn sich der Stiel ohne abzubrechen leicht vom
Zweig abnehmen oder lösen läßt. Zu dieser Zeit sind die
Kerne der Äpfel braun, die der Birnen schwärzlich gefärbt.
Die Frucht ist lagerreif, wenn sie zum Genuß brauchbar
ist und den höchsten Grad der Güte erreicht hat. Außerlich
erkennt man die Lagerreife daran, daß die Frucht eine
schönere Färbung und einen feinen Geruch angenommen
hat, und das Fruchtfleisch einem leisen Druck des Fingers
nachgibt. Bei den Frühäpfeln und Frühbirnen fallen Baum-
und Lagerreife nahe zusammen, manche Sorten sind schon
vom Baume weg genüßfertig. Die Lagerreife des Herbst-
und Winterobstes tritt erst in Wochen und Monaten nach
der Baumreife ein. Sie wird befördert durch Licht, Luft und
Wärme, indem man also das Obst in einem hellen, luftigen,
mäßig warmen Raum aufbewahrt; sie wird dagegen ver-
zögert durch Aufbewahrung des Obstes in dunklen, nicht zu
luftigen, jedoch nicht dämpfen, kühlen Räumen. Im all-
gemeinen wird man darauf bedacht sein, den Lagerreife-
Prozeß so lange wie möglich hinauszuschieben, weil da-
durch das Obst geschmackvoller und wertvoller wird. Man
bedenke, daß das Pfund Äpfel oder Birnen im März sicher
doppelt oder dreimal so viel kostet als im Oktober.

Die Ernte des Obstes gehört mit zu den schwie-
rigsten und wichtigsten Verrichtungen im Obstbau. Niegends
ist aber bis jetzt mehr gefehlt und dadurch dem deutschen
Obstbau schwerer Schaden zugefügt worden, als durch die
leichtfertige, unachtsame, unüberlegte Ernte. Seit mehreren
Jahren wird das Lagerobst zu früh geerntet; dadurch werden
die Früchte runzelig und welk. Beim Ernten werden die
Früchte nicht sorgfältig genug gehandelt, sondern erhalten
meist Druckstellen, wodurch bald Fäulnis entsteht. Sodann
werden auch die Bäume nicht gehont; oft tut einem das
Herz weh, wenn man die vielen kleinen Fruchtsäcken unter
einem abgeernteten Obstbaum liegen sieht. Dies ist meist der
Fall bei den Bäumen an den Landstraßen, wo die Gemeinde
oder der Kreis das Obst auf den Bäumen versteigert und die
Ernte durch den Käufer geschieht. Dieser hat natürlich durchweg
nur das einseitige Interesse, die Ernte so rasch und so billig
wie möglich zu bewerkstelligen und es ist ihm daher ganz
gleich, ob dem Besitzer der Bäume ein großer Schaden,
manchmal vielleicht ein höherer zugefügt wird, als die Ein-
nahme für die verkaufte Ernte beträgt. Denn der verur-
sachte Schaden, der durch das Herunterschlagen der Früh-
zweige und das Abreißen der Äste entsteht, erstreckt sich
oft nicht nur auf ein Jahr, sondern meist auf mehrere Jahre,
und es ist daher bei größeren Obstanlagen der Gemeinden
und Kreise eine Beaufsichtigung der Obsternte dringend
notwendig. Die unvernünftige und nachteilige Art des Ab-
erntens durch Herunterschlagen des Obstes mittels Stangen
sollte in den Versteigerungsbedingungen unbedingt verboten
werden. Um das abzuschüttelnde Obst einigermaßen vor
Verletzungen und Beschädigungen zu bewahren, ist es gut
und zweckdienlich, Stroh oder Tücher unter die Bäume
auszubreiten.

Mit der Ernte des Sommerobstes darf nicht gewartet
werden, bis es vollständig baumreif ist, denn sonst tritt
meist in kurzer Zeit ein Welk- und Morschwerden der
Früchte ein. Die Einerntung des Herbst- und Winterobstes
darf dagegen erst vorgenommen werden, wenn die völlige
Baumreife eingetreten ist. Das zu frühe Abnehmen der Win-
teräpfel und Winterbirnen vermindert deren Wert; denn ge-
rade in der letzten Periode des Wachstums und der Reifezeit
ist die Entwicklung und Ausbildung vieler Sorten am auf-
fallendsten und von großem Einfluß auf Güte und Halt-

